

ERSI
SOTIROPOULOS

**WAS
BLEIBT
VON DER
NACHT**

Roman

Aus dem Griechischen
von Doris Wille

kanon verlag

Ersi Sotiropoulos
Was bleibt von der Nacht

ISBN 978-3-98568-179-2

1. Auflage 2025

© Kanon Verlag Berlin GmbH, 2024

Belziger Straße 35, 10823 Berlin

info@kanon-verlag.de

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Covergestaltung: Zero Media

Lektorat: Sabine Franke, Leipzig

Satz: Ingo Neumann / boldfish.de

Herstellung: Daniel Klotz / Die Lettertypen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

www.kanon-verlag.de

Für $P(v+t)$

*Aus Seir ruft man mir zu:
Wächter, wie lang ist noch die Nacht?
Wächter, wie lang ist noch die Nacht?*

Jesaja 21,11–12

Mit geschlossenen Augen drehte ich mich im Bett zu dir hinüber. Ich streckte im Dämmerlicht meine Hand aus, um deine Schulter zu berühren. Diese herrliche Rundung, die bleiche Haut, noch bleicher inmitten der schmutzigen Laken. Was der Haut eingeschrieben ist, lässt sich nicht auslöschen, dachte ich. Vor fünf Jahren, wohl zur gleichen Stunde, hast du dich im Schlaf hin und her gewälzt, dein Schenkel rieb sich an mir. Ich trug noch mein Hemd. Meine Hand glitt über deine Brust, die unbehaart war, diese olivfarbene Haut mit einem Hauch von Blässe. Daran erinnere ich mich. Kräftig, unbehaart, schimmernd. Die Linie deines Mundes, diese rosige Öffnung, und das Aufblitzen eines Zahns, der leicht hervorschien. Ein wenig getrockneter Speichel. Ich führte meine Finger über deine Lippen. Dann wanderte meine Hand nach unten, immer weiter nach unten. Du hast geatmet. Leicht geschnarcht. Im Schlaf hast du dich zu mir gedreht und die Arme um mich gelegt. Du hast ein Wort gemurmelt, das ich nicht kannte. Vielleicht hattest du Durst. Meine Hand öffnete und schloss sich ... Ein Schauer fuhr durch das leere Bett. Ich hatte das Fenster nur angelehnt, und die Gardinen raschelten in der Pariser Luft. Doch es war an der Zeit, sich von den rêveries zu lösen, John wartete sicher schon an der Rezeption auf mich.

Die Erde schien damals noch flach zu sein, und die Nacht brach jäh herein bis ans Ende der Welt, wo Jahrhunderte später jemand – gebeugt im Licht der Lampe – würde sehen können, wie die rote Sonne über Ruinen verlischt, jenseits von Meeren und verwüsteten Häfen die Länder würde sehen können, die in der Zeit vergessen leben, im Glanze des Triumphs, im zähen Ringen mit der Niederlage. Die Geschichte wiederholt sich, sagte er sich, wenn er auch nicht sicher war, dass es sich tatsächlich um Wiederholung handelte. Er würde es nur dank seines Talents und mit steter Beharrlichkeit sehen können. Die Füllfeder fest im Griff, lauschte er. Klänge, Lichter, Gerüche, alles kehrte zurück. Es war wieder Nacht auf der flachen Erde. Die Flamme der Lampe flackerte im gelblichen Schein. Stimmen drangen an sein Ohr. Billige Musik aus dem Attarin-Viertel, das noch wach war, der Klang einer Drehorgel, aus der eine süßliche Melodie quoll und die verdreckte Treppe hinaufschwappte. In den Zimmern über ihm verschlungene Körper auf verschlissenen Laken. Für eine halbe Stunde vollkommenen Genusses, eine halbe Stunde äußerster Lust. Glieder, Lippen, Lider auf dem schäbigen Bett, keuchende Münder, Küsse. Danach verschwanden sie getrennt wie Gejagte, wohl wissend, dass diese halbe Stunde sie für den Rest ihres Lebens beschleichen würde und dass sie zurückkämen, um sie erneut zu erleben. Doch jetzt hoffte jeder nur, die Nacht möge ihn verschlingen, und während er die Stufen hinuntereilte, empfing ihn wieder diese unerträgliche Dudelei, ein ausgeleiertes Klimpern, das den tyrannischen Herzschlag verhöhnte. Die Straße draußen war verlassen, etwas weiter unten hallten die Schritte eines unsichtbaren Schattens und verklangen. Er blieb einen Moment auf der Schwelle stehen, knöpfte

seine Jacke zu und entfernte sich rasch, dicht an der Wand entlang, den Kopf gesenkt, den Kragen hochgeschlagen. Und manchmal konnte es geschehen, es war schon geschehen, dass sich sein Blick mit dem eines anderen kreuzte, der wie eine Ratte durch das Dunkel huschte, eines verschämten, gut gekleideten Herrn, der aus der entgegengesetzten Richtung kam und wie hypnotisiert zu derselben Treppe strebte, um sich in demselben Zimmer auf demselben fleckigen Laken zu wälzen.

Und wenn die Liebhaber reglos sind?, dachte er. Wenn sie Statuen sind, aufgeheizt, mit zarter Haut, die jegliche Liebkosung mit der Ungerührtheit eines Kunstwerks hinnehmen? Diese platonische Idee reizte ihn, aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Das Objekt der Begierde war so fern, so nah. Lippen Glieder Körper. Lippen, keuchende Münder. Darüber musste er schreiben. So nah, so fern. Die Distanz aufheben, das war die Aufgabe der Kunst.

Er rief sich die Gestalt eines jungen Mannes ins Gedächtnis, von früher, war es in Konstantinopel gewesen? In Yeniköy? Ein noch bartloser Junge, er arbeitete als Lehrling in einer Schmiede. Er beugte sich halb nackt über den Amboss, die Funken prasselten auf seine verschwitzte Brust, und er sah sein Gesicht, heroisch beleuchtet, er sah ihn mit Weinlaub und Lorbeer bekränzt. Sie hatten damals nicht miteinander gesprochen, er hatte ihn auch nie wiedergesehen. Wer würde über ihn schreiben? Wer würde ihn aus der Vergessenheit der Geschichte holen?

Jahre später, jemand gebeugt im Licht der Lampe ... Er würde sehen können, wie die rote Sonne über den mythischen Städten erlosch und zwischen verrosteten Eisenteilen die Gräser versengte, dort, wo einst ein Marmorbecken Wasser ausspie und die letzten Tropfen im Abendlicht versiegten. Er würde sehen können, wie die purpurroten Strahlen auf dem jugendlichen Körper des Lehrlings aus Yeniköy schimmerten und flüchtig eine Möglichkeit aufblitzen ließen, ja, eine Möglichkeit,

die Gestalt annahm, eine beinahe materielle Gestalt, denn dieser junge Mann schritt nun inmitten der Menschenmenge durch die Säulenhalle einer antiken Agora in Antiochia oder in Seleukia, und es gab viele, die seine Schönheit priesen.

Dieses »Jahre später« ist jetzt, sagte er sich. Nur er konnte es sehen. Noch war er aber nicht bereit. Oft nagte die Ungeduld an ihm. Armselige, reizlose Gedichte brachte diese Ungeduld hervor, er zerriss sie und haderte mit sich. Und dann gab es da noch dieses schwergängige Machwerk ... eine Anhäufung von Adjektiven und hochtrabenden Wortfügungen, die überschäumenden Ergüsse eines Lyrismus, der ihn anwiderte, ohne dass er wusste, wie er ihn abschütteln sollte. Wie soll ich mich von dieser sentimentalischen Bürde befreien?, fragte er sich. Im Laufe des Tages fühlte er sich oft nutzlos, willenlos, erfolglos. Schuld daran war Alexandria, das ihm schlechterdings die Luft abschnürte. Schuld war das provinzielle Leben, der ihn umgebende Zirkel der Geistlosen mit ihrem unerschütterlichen Selbstbewusstsein, und gleich nebenan die Felaken und Fellachen, wie der von Spinnweben überzogene Abklatsch einer Landschaft, deren schwüle Feuchtigkeit einem bis ins Mark drang. Das alles schwächte sein Nervenkostüm. Und oft kam er zu dem Schluss, ohne es selbst wirklich zu glauben, dass er Alexandria in sich auslöschen musste, um schreiben zu können.

Doch jetzt war er in einer fremden Stadt, die ihn ebenso anzog wie abstieß. Eine Metropole, die vor Kultur erstrahlte, wo jede Ecke an etwas Großes und Bedeutendes erinnerte. Er musste seine üble Laune bekämpfen, die letzten Tage der Reise genießen. Kein Hin und Her mehr, sagte er sich, ich werde ein Tagesprogramm aufstellen und mich daran halten. Er rückte mechanisch seine Krawatte zurecht und ging die drei Treppenstufen hinunter, die zur Rezeption des Hotels führten.

»Monsieur Cavafy!« Er hörte jemanden seinen Namen rufen.

Der große Saal war leer, der zentrale Kronleuchter strahlte über dem Marmorboden, der wie die Oberfläche eines Sees glänzte. Der alte Portier kam langsam auf ihn zu.

»Monsieur Cavafy, Ihr Bruder hat auf Sie gewartet und ist gerade hinausgegangen. Er ist auf dem Weg ins Café de la Paix.«

Es war ein lauer Sommernachmittag. Die Temperaturen um die 80 Grad Fahrenheit. Mildes Wetter mit einer wohltuenden Brise. Genau richtig für seinen leichten Gehrock. Zum Glück habe ich nicht das dicke Leinensakko angezogen, sagte er sich, ja, zum Glück, und er schritt aus. Doch während er zügig weiterging und dem Strom des Boulevards mit den Kutschen folgte, die unter Peitschenschwingen zur Oper hinunterrollten, wusste er, dass der Stachel, der ihn peinigte, wieder da war, und dass es nur eine Frage der Zeit war, bis ihn die vertraute Niedergeschlagenheit erneut erfasste.

»Kostis, ich habe es fertig«, sagte John, als er ihn sah.

Er schien bester Stimmung zu sein, hielt das Manuskript in der Hand und wedelte damit wie mit einem Beutestück durch die Luft.

Der Kellner stellte die Tassen mit der dampfend heißen Schokolade auf den Tisch.

»Danke, dass du auch an mich gedacht hast«, sagte er, obwohl ihm ein eisgekühlter Tee lieber gewesen wäre.

»Nun?«, fragte John mit einem breiten Lächeln.

»Ich bin spät dran. Muss wohl noch mal eingeschlafen sein.«

»Das hat dir bestimmt gutgetan.«

Er bemerkte eine alte Frau, die mit ausgestreckter Hand herum-schlurfte. Ihr Haar war zerzaust, und sie stolperte ständig.

»Gib ihr etwas. Ich kann den Anblick nicht ertragen.«

Die Alte kam an ihren Tisch und warf einen gierigen Blick auf den Dessertteller mit den Petits Fours.

»Gib ihr etwas«, sagte er wieder. Er betrachtete das gerollte Manuskript, das sein Bruder in der Hand drehte. Er konnte die

Buchstaben erkennen, leicht geneigt, die Unterlängen des p und des y kunstvoll nach oben geschwungen.

John stand auf und ließ der Frau etwas Kleingeld in die Hand fallen.

»*Dieu vous bénisse*«, sagte sie. Ihr fehlten ein paar Zähne.

»Über dich scheint Gottes Segen ja nicht gekommen zu sein, du armes Ding.«

Die Alte, ein einziges Lumpenbündel, schleppte sich weiter zum Nachbartisch und streckte wieder flehend die Hand aus.

»Warum eigentlich?«, fragte John. »Warum nur nehmen wir das Elend hin, wenn es in einem Gemälde dargestellt ist, und loben seine Ästhetik? Wenn wir es doch im wirklichen Leben ablehnen? Diese Alte könnten wir als schön bezeichnen. Alles kann schön sein. Es hängt vom Auge des Betrachters ab oder besser gesagt von seiner geistigen Befindlichkeit.«

»Wir können nicht alles und jedes als schön ansehen«, unterbrach er ihn.

»Doch, alles, was uns berührt, warum denn nicht?«

»Selbst ein Tier? Diese Alte ist so schön wie eine Sau, die sich im Schlamm gesuhlt hat.«

»Es gibt nicht nur eine Art von Schönheit«, setzte John an und verstummte. Immer, wenn er versuchte, die richtige Formulierung zu finden, verlor er sich in diversen Assoziationen. Er trank einen Schluck heiße Schokolade und rührte dann langsam mit dem Teelöffel darin. »Warum bist du nur so absolut«, sagte er, als sei es keine Frage. »Manchmal frage ich mich ... Letztendlich ist es ziemlich ungerecht.« Er sah ihn nicht an. Er hätte sich genauso gut an jemanden wenden können, der gerade auf der Straße vorüberging, oder an ganz Paris.

»Lass es mich lesen«, sagte er und streckte die Hand nach dem Manuskript aus.

Das war nun also ihr freier Nachmittag. Sie hatten es beim Mittagessen im Procope so beschlossen. Es sollte eine Gelegenheit sein, sich auszuruhen und eine Bilanz der Reise zu ziehen, sich an Momentaufnahmen dieser anderthalb Monate weitab von zu Hause zu erinnern und Details zu rekapitulieren, die sie vielleicht übersehen hatten. Die beiden verglichen gern ihre Geschichten miteinander, und sie taten es oft und genossen dabei speziell den Moment, in dem die belangloseste Episode möglicherweise eine sonderbare Note bekam, wenn sie eine beinahe unerwartete Wendung nahm, wenn sich die Wörter im Mund des anderen formten und rundeten. Sie hatten viele Ereignisse zu erinnern und zu belachen, was ihnen einen Vorgeschmack darauf gab, welche Wirkung ihre Erzählungen – wieder zu Hause in Alexandria – erzielen würden. Besonders würden sie über die Fiascos der Reise lachen, wie das Furzen der Tante beim Abendessen in Holland Park, nicht ein, nicht zwei, sondern gleich drei laut knatternde Fürze, in kurzem Abstand, die Tischgesellschaft hatte zu husten begonnen, aber das reichte nicht aus, denn inzwischen hatte sich der unerträgliche Gestank verbreitet, einer nach dem anderen stand vom Tisch auf, während die Tante in ihrer schwarzen gestärkten Pele-rine sagte, wo geht ihr denn hin, meine Lieben, es muss wohl am Barsch liegen, ich hoffe doch, dass euch der Barsch gut bekommen ist – und seitdem hieß es unter ihnen immer, wenn jemandem etwas Kurioses oder Merkwürdiges passierte: »Dem ist wohl der Barsch nicht bekommen.«

Die Mutter wird ganz verrückt nach dieser Furzgeschichte sein, sie wird sie wieder und wieder hören wollen, dachte er. Dem ist wohl der Barsch nicht bekommen, wiederholte er bei sich und hätte beinahe laut gelacht. Aus dem Augenwinkel sah er John, der ihn beobachtete und wartete.

»Mir gefällt's«, sagte er und hüstelte. »Es ist ein ganz solides Gedicht. Ich möchte es gern noch einmal lesen.«

Seine Stimme klang unehrlich. Und zum Teufel, warum hatte er gehustet? Sie redeten immer absolut aufrichtig miteinander, wenigstens glaubte er das, doch heute hatte er das Gefühl, dass er seine Worte auf die Goldwaage legen musste. Es war auch keine Kleinigkeit gewesen, die er John da gestern aufgetischt hatte. Mitten beim Abendessen, als sie sich über ihre knusprigen Tauben mit Erbsen gebeugt und sich entspannt über ein literarisches Thema unterhalten hatten, an das er sich jetzt nicht einmal mehr erinnern konnte, hatte er en passant erklärt: »Für zwei Dichter ist in einer Familie nicht genug Platz.« Er hatte es sofort bereut. John hatte so getan, als hätte er es nicht gehört, und nicht reagiert. Doch etwas später hob er sein Glas und sagte: »Wenn dem so ist, dann nehme ich an, dass ich mich zurückziehen habe. *Cheers ... à ta santé!*«

Um es wieder auszubügeln, mussten sie sich die ganze Nacht lang unterhalten, und dabei hatte er selbst seinen Bruder auf die Idee gebracht, ein älteres Gedicht noch einmal neu zu fassen und auf den Brand im Bazar de la Charité zu übertragen, der Paris immer noch erschütterte. Die erste Version des Gedichts ging auf ein Gespräch zurück, das ein Freund von John bei einer Vernissage in Alexandria belauscht hatte. Eine Griechin der besseren Gesellschaft, Ehefrau eines Großhändlers – den Namen verriet der Freund nicht –, hatte sich beim Betrachten eines mit Rot und Purpur zugekleisterten Gemäldes von einem Sonnenuntergang an die Schulter des neben ihr stehenden Mannes gelehnt, einer bekannten, ebenfalls verheirateten, prominenten Persönlichkeit der griechischen Gemeinde – auch seinen Namen verriet der Freund nicht –, und mit einem tiefen Seufzer geflüstert: »Ich ginge lieber in Ihren Armen unter.« Er hatte das albern gefunden, Metapher oder Allegorie, was immer es war, aber John hatte gelacht und sich den Ausspruch notiert. Und daraufhin ein Gedicht über die Bombardierung und den Brand von Alexandria im Jahre 1882 geschrieben, in dem die Worte der

mondänen Griechin einen ironischen Kontrapunkt zur Zerstörung und dem Vandalismus in der Stadt bildeten. Das Gedicht war wenig überzeugend angelegt und irgendwie *extravagante*, und zwar völlig grundlos *extravagante*, hatte er seinem Bruder vorgehalten. In der gegenwärtigen Version des Gedichtes fehlte der strittige Ausdruck, aber ein anderer war hineingeraten, der ebenso abgeschmackt war: »Abendrot der Freundschaft und Gefühle«. Hört, hört – Abendrot der Freundschaft und Gefühle!

»Ich weiß ja nicht, ob du auf die zweite Strophe geachtet hast«, sagte John. »Ich lese sie dir auf Griechisch vor, ich habe sie aus dem Englischen übersetzt, der Reim funktioniert so besser.«

Er zwirbelte seinen Schnäuzer, bevor er zu rezitieren begann.

*Verkohlt der Reifrock, verbrannt das Korsett,
Wäsche aus Seide in Feuerswüten,
in Asche liegt nun, was gestern adrett
verwahrt war zwischen Lavendelblüten.*

»Ich wollte«, fuhr er fort, »die Tatsache hervorheben, dass bei dem Brand im Bazar nur die Aristokratie Erwähnung findet. Es spielt keine Rolle, ob auch einige Dutzend Dienstmädchen verbrannt sind. Verbrannt ist die Comtesse Mimmerel, verbrannt die Marquise d'Isle. Verbrannt die Schwester der Kaiserin. Das zählt. Es wäre nie eine solche nationale Trauer ausgebrochen, wenn lediglich ein Dorf in der Bretagne abgebrannt wäre. Verstehst du?«

»Schon, aber ich sehe da keinen Unterschied. Drama bleibt Drama.«

»Ich will damit gar nicht sagen, dass ich versucht habe, ein Gedicht über die soziale Frage zu schreiben.«

Ein missglücktes Gedicht, dachte er. Er erinnerte sich an die ersten Tage, als sie aus Marseille nach Paris gekommen waren, der

Bezirk noch immer noch nach Schwefel, und die Hotels verteilten feuchte Tücher an die Damen. Der Bazar brannte tagelang weiter, all die Spitzen und Aussteuerwaren, die dort aufgestapelt waren, starben knisternd einen langsamen Tod – es war die Sehenswürdigkeit Nummer eins, sie kamen aus allen Faubourgs, um den verkohlten Kadaver zu begaffen.

»War das nicht am 4. Mai?«

»Ich glaube ja. Uns hatte die Nachricht im Zug erreicht, weißt du das nicht mehr?«

An der Ecke zum Boulevard des Capucines stieg weißer Dampf auf, die Kutscher schrien. Es war wohl eine Rohrleitung geplatzt. Eine schwarze Gestalt trat aus dem Dunst hervor und bewegte sich in ihre Richtung.

»Schau mal da«, rief er aus. »Deine ätherische Aphrodite kommt wieder, noch benebelter als vorhin.«

John drehte sich um. Die alte Bettlerin ging auf dem Bürgersteig an ihnen vorbei, sie schwankte und stolperte gegen die Tische. Ein Kellner, der aus dem Café de la Paix kam, versuchte sie erst mit Geschrei zu verscheuchen und dann unsanft wegzustoßen. Die Alte sackte auf der Straße in sich zusammen, drehte sich auf den Rücken und redete zum Himmel.

»Du hängst deine Kunst zu tief«, sagte John. Seine Miene war freundlich, aber bestimmt. Er rollte das Gedichtmanuskript auf, lehnte sich im Stuhl zurück und tat so, als würde er lesen.

Dir ist wohl der Barsch nicht bekommen, hätte er am liebsten zu Johnny gesagt. Die Worte seiner Tante passten heute perfekt. Dir ist wohl der Barsch nicht bekommen. Er wusste nicht, wie sein Bruder das aufnehmen würde. Manchmal war John reizbar. Aber vielleicht würde er auch lachen. Er war drauf und dran, den Satz auszusprechen, als ein großer Kopf vor ihm auftauchte, ein Kopf mit Schafslöckchen und vollkommen blauen, weit aufgerissenen Augen.

Der schafsartige Kopf hatte sofort mit sanfter, überpuderter Stimme zu sprechen begonnen, die weit aufgerissenen Augen wanderten von einem Bruder zum anderen.

»Meine Lieben, meine Lieben ... Wie ist die Welt doch so klein, nicht wahr?«

»Was für eine schöne Überraschung. Wahrhaftig, klein wie Lilliput!«, sagte John, der aufgestanden war und den Unbekannten herzlich begrüßte.

»Ich habe Sie von der Operntreppe aus gesehen und mir gesagt: Ja, ist das denn die Möglichkeit? Ich bin gerannt, so schnell ich konnte. Oh meine Lieben, oh meine teuersten Freunde.«

»Konstantinos«, sagte John, »der liebe Nikos Mardaras.«

Der Händedruck des Fremden renkte einem fast den Arm aus.

»Sie sind also wieder zurück in Paris? Was für ein Glück, was für ein glücklicher Zufall.«

Nikos Mardaras erklärte, er habe schon viel früher von der Ankunft der Brüder erfahren, den Namen ihres Hotels über gemeinsame Bekannte in Marseille herausgefunden und sei losgeeilt, um sie zu suchen, aber als er ins Saint-Petersbourg gekommen sei, seien sie bereits nach England abgereist gewesen. Er wiegte den Krauskopf hin und her und erfragte Einzelheiten ihres Aufenthalts in Paris, in welchen Restaurants sie gegessen, welche Leute sie getroffen hätten, vor allem wollte er sich vergewissern, dass sie die richtigen Orte aufgesucht hatten, oh, Sie waren also gestern in der *Comédie Française*, Sie haben auch den diesjährigen *Salon* gesehen, sehr schön, sagte er gutheißend und fixierte mal den einen, mal den anderen, als hätte er zwei Köder vor sich und wüsste nicht, für welchen er sich entscheiden sollte. John, der durch diese unerwartete

Begegnung aufzuleben schien, beantwortete lächelnd den Ansturm von Fragen, und er hörte ihn verwundert sagen, wie schade es sei, dass sie sich so spät getroffen hätten, jetzt, da ihr Aufenthalt in Paris zu Ende gehe, es blieben ihnen nur noch zwei Tage, die letzten zwei Tage dieser langen Reise, es sei wirklich bedauerlich.

Er selbst war sich noch nicht sicher, ob er Mardaras' Invasion als Störung empfinden sollte. Ein paar Minuten lang musterte er ihn schweigend. Der Kopf war sicher das Bemerkenswerteste. Volles, zerzaustes Haar, in einem verblichenen Blond wie die Füllung aus einem Rosshaarkissen. Der Schnauzbart dick, hellbraun. Die Brust breit, irgendwie *bombé*, sie passte nicht zum übrigen Körper. Wie er ihm so gegenüber saß, die kurzen Beine achtsam um den dünnen Spazierstock geschlagen, ähnelte er einem glupschäugigen Mutterschaf bei einem Anstandsbesuch. Er war piekfein gekleidet, wenn sein Gehrock auch auf den zweiten Blick abgetragen wirkte, der Stoff der Hemdbrust speckig, die Orchidee im Knopfloch leicht verwelkt, sie war wohl mindestens zwei Tage alt. Er hatte den Eindruck, dass ihm der Name Mardaras nicht gänzlich unbekannt war, und versuchte sich zu erinnern, wo er ihm schon einmal untergekommen war.

»Sie üben die Kunst der Dichtung aus, und zwar mit Erfolg, wie ich höre«, sagte Mardaras zuckersüß, an ihn gewandt.

»John ist der Dichter in der Familie«, sagte er und schaute zu seinem Bruder. Als er Johns Miene sah, wünschte er sich, er hätte den Mund nicht aufgemacht. Dieses plumpe Lob war ein falscher Zug. Die gestrigen Worte waren noch immer da und standen zwischen ihnen.

»Gewiss, gewiss, auch der liebe John«, stimmte Mardaras eilig zu.

Es schien, als sei sein Interesse an den Brüdern vorläufig erschöpft. Sein Blick wanderte über die Tische ringsum, und er versuchte, ein bekanntes Gesicht auszumachen.

»Entschuldigen Sie mich für einen Moment«, sagte er und sprang von seinem Stuhl auf.

»Wer ist das denn eigentlich?«, fragte er John bei der Gelegenheit, der jedoch nicht mehr antworten konnte, weil Mardaras mit einem Satz schon wieder bei ihnen war.

»*False alarm!*«, stieß er aus und begann zu lachen.

Vor lauter Lust auf Tratsch und Klatsch schien er förmlich zu glühen. Mit kleinen Knurrlauten erzählte er, dass eine sehr bekannte Dame der feinen Gesellschaft ein Auge auf ihn geworfen habe, vor einer Minute sei es ihm so vorgekommen, als hätte er eine ihrer Freundinnen an einem Tisch erkannt, und er sei hingeeilt, um ihr seine Ehre zu erweisen, damit es nicht zu Verstimmungen komme, haha, wie auch immer, es handele sich um eine flüchtige Liebelei, eine kleine Romanze, ohne Gedanken an ein Morgen, schloss er zufrieden.

Leute kamen und gingen, elegante Damen mit weißen Spitzenschirmchen und hinter ihnen gut gekleidete Kinder mit den Gouvernanten, die die Einkäufe von den Galeries Lafayette trugen, während Mardaras kerzengerade auf dem Stuhl saß und immer wieder Bemerkungen zur Mode einwarf, wie sehr die Korsetts in diesem Jahr die Büste betonten und appetitlich wie einen Obstkorb präsentierten, was die Krinolinen anging, die seien nun endgültig passé, nur Landpomeranzen trügen sie noch oder vielleicht eine ausländische Barbarin, ohnehin gebe die französische Mode international zweifellos den Ton an, die Franzosen könnten mit einem Pinselstrich die Silhouette einer Frau verändern, gewiss, das sei den Engländern schon bewusst, auch wenn sie es sich nicht eingestehen würden, aber, meine Lieben, da lässt sich nun mal nichts machen, hinter dem Ärmelkanal hört die Zivilisation auf, verzeihen Sie bitte, ich will Sie nicht in Ihrer Schwäche für das alte Albion beleidigen. Er erwähnte unzählige Dichter, Maler und Leute von Welt, später verweilte er bei einem jungen Schriftsteller, Marcel Proust. Diesen Namen hatte er noch nicht gehört. Anscheinend

wurde er von Anatole France unterstützt und hatte allmählich Erfolg. Mardaras lobte auch noch einen anderen in den Himmel, einen Dichter, dessen Name in Kennerkreisen immer häufiger diskutiert wurde. Auch ihn kannte er nicht. Beide waren weltgewandt und verkehrten in den besten Salons.

Etwas später, als Mardaras zu einem anderen Tisch schoss, beugte sich John vor, um zu sagen, dass er ihn gar nicht so gut kenne. Nur ein einziges Mal habe er ihn in Kairo getroffen, bei einem Besuch französischer Archäologen, es sei eine zusammengewürfelte Gruppe gewesen, wohl eher Hobbyarchäologen, so genau könne er sich nicht mehr daran erinnern. Er wisse, dass er schon seit Jahren in Paris lebe, dank der Erbschaft eines Onkels.

»Ich sehe, er hat dich beeindruckt.«

»Das ist zu viel gesagt. Aber ich dachte, wir könnten morgen zusammen essen. Er scheint ganz Paris zu kennen. Und er ist unterhaltsam.«

»Unterhaltsam? Meinst du das im Ernst?«

»Na gut, manchmal kann er auch anstrengend sein.«

»Sag lieber unerträglich«, und er ahmte Mardaras' Benehmen nach, wie er kerzengerade auf dem Stuhl saß, mit weit aufgerissenen Augen, die Beine um den Spazierstock geschlungen.

John lachte.

»Du übertreibst! Doch sei's drum – das Opfer lohnt sich. Vielleicht macht er uns mit Leuten bekannt, zu denen wir sonst keinen Zugang hätten, Persönlichkeiten aus Künstlerkreisen. Ich habe gehört, er sei ein Freund von Jean Moréas. So etwas wie ein Freund und unbezahlter Sekretär in einem.«

Der Name Jean Moréas löste in ihm ein vages Unbehagen aus, eine Art von Besorgnis, die er in den letzten Tagen der Reise hatte vermeiden wollen. Er fragte sich, ob John wusste, dass er zwei seiner Gedichte an Moréas' Pariser Adresse geschickt hatte, »Fürbitte« und

»Die Pferde des Achill«. Eigentlich musste er es wissen, er unterrichtete ihn immer über seine Schritte. Er hatte den Umschlag vor zwei Monaten zur Post gebracht, aber keine Antwort erhalten. Mittlerweile war Mardaras an ihren Tisch zurückgekehrt und begann, noch bevor er sich gesetzt hatte, ihnen mitzuteilen, dass ihm das Wunderbarste, das Außerordentlichste passiert sei, was man sich nur vorstellen könne, und vor allem vollkommen unerwartet, ganz unverhofft, es sei einfach himmlisch.

»Eine Information, die eine Million Francs wert ist«, sagte er triumphierend.

»Sie spekulieren wohl an der Börse?«, fragte John.

»Weit gefehlt«, antwortete Mardaras.

Für eine Weile schwieg er. Mit gerunzelten Augenbrauen und geschürzten Lippen sah er aus, als kämpfte er gegen die Versuchung an, etwas Spannendes auszulaudern.

»Ich darf nicht darüber sprechen, es ist streng vertraulich«, sagte Mardaras schließlich.

Was für ein Clown, dachte er. Er erwartet, dass wir ihn dazu überreden, uns noch mehr von seinem Nonsens aufzutischen. Wie naiv der arme John doch war, der an seinen Lippen hing. Was ihn selbst in diesem Moment beschäftigte, waren die Gedichte, die er Moréas geschickt hatte. Wann genau hatte er den Umschlag bei der Post aufgegeben? Vielleicht hatte Moréas ihm mittlerweile bereits geantwortet, während er unterwegs war, und das Schreiben erwartete ihn in Alexandria. Leider war das eher unwahrscheinlich. Seine Mutter oder sein Bruder, die täglich die Korrespondenz durchsahen, hätten ihn benachrichtigt. Das taten sie sonst immer.

»Die Regierung wird stürzen«, hörte er Mardaras sagen.

»Wegen der vertraulichen Angelegenheit, von der Sie gerade erfahren haben?«

»Verzeihung, ich springe vom einen Thema zum anderen! Das ist eine Marotte von mir«, sagte Mardaras. »Die vertrauliche Angelegenheit ist privater Natur, wie soll ich sagen ... rein privat. Sie gehört in die Sphäre des Pläsiers, der Vergnügungen. Hierbei geht es jedoch um die *Affäre*.«

»Über die Affäre haben wir schon gesprochen«, sagte John und zwinkerte ihm zu.

»Über welche Affäre?«

»Nun, über *die* Affäre überhaupt, mein Lieber, die Dreyfus-Affäre! Ganz Paris kreuzt die Klingen und ist in zwei Fraktionen gespalten. Dreyfus, ein jüdischer Hauptmann, der des Hochverrats beschuldigt und in die Verbannung geschickt wurde. Es haben sich Indizien gefunden, Beweise, dass er Militärgeheimnisse an die Deutschen verkauft hat, aber jetzt werden aufgebrachte Stimmen laut, die diese Beweise anzweifeln.«

»Das wissen wir schon aus den Zeitungen in Alexandria«, sagte er knapp.

»Oh gewiss, die alexandrinischen Zeitungen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bewusst ist, welche Ausmaße dieses Thema angenommen hat. Ehemals beste Freunde grüßen sich nicht mehr. Eheleute kommunizieren nur noch schriftlich über Zettel miteinander. Die Regierung wird stürzen, mein lieber Konstantinos, dafür lege ich meine Hand ins Feuer.«

»Wie steht Anatole France dazu?«, fragte er ihn.

Auf diese Frage war Mardaras nicht vorbereitet.

»Ich denke nicht, dass es irgendeinen Zweifel an der Haltung von Anatole France gibt«, warf John ein. »Seine Ansichten sind uns bekannt: Sie werden sich an seine Novelle erinnern, sie hieß *Der Statthalter von Judäa*, in der er die Wurzeln des Antisemitismus erklärte.«

»Und wie stehen Sie dazu?«, fragte er erneut. Jetzt habe ich es dir aber gezeigt, dachte er.

Mardaras hatte keine Meinung dazu. Er schüttelte seinen Lockenkopf, öffnete den Mund, um etwas zu stammeln, und schloss ihn wieder.

Das Gespräch ging schnell zu einem anderen Thema über: *le Tout-Paris*. Mardaras erklärte John die Bedeutung, eine einzigartige Bedeutung, wie er betonte, denn *Tout-Paris* unterscheide sich von den entsprechenden Eliten in Athen und den anderen Hauptstädten. Hier nahmen die Aristokratie und die oberen Schichten die Künste tatsächlich wärmstens auf, und wenn ein Dichter von niederer Herkunft, ein armer Schlucker, wie man so schön sagt, Talent und die richtigen Empfehlungen besaß, so konnte er über Nacht heiß begehrt sein, und man lud ihn in die besten Salons ein.

»Als eine Art Hofnarr«, meinte er.

»Keineswegs«, entrüstete sich Mardaras. »Es handelt sich um erstklassige Künstler. Ich kann Ihnen Namen nennen.«

»Und doch«, unterbrach er ihn, »um beliebt zu sein, muss Ihr Künstler notwendigerweise Zugeständnisse machen, und diese Zugeständnisse schaden seiner Kunst.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen Namen zu nennen, damit Sie sich eine Meinung bilden können.«

»Was soll ich mit den Namen anfangen? Worin unterscheidet sich Ihr Künstler von den Speichelleckern, die hinter dem nackten Kaiser herrennen und dessen Kleider loben?«

Er hatte ohne Atempause geredet und wunderte sich über sich selbst, dass er sich auf eine Kontroverse mit diesem Dämlack einließ.

»Was denn für ein nackter Kaiser?«, sagte John. »Ich glaube, wir sind vom Thema abgekommen.«

»Hierzu würde ich gern etwas anmerken«, nahm Mardaras erneut Anlauf. »Etwas, das Moréas sagt. Mir scheint, Sie liegen in Ihren Ansichten gar nicht so weit auseinander. Moréas ist der Auffassung, dass heutzutage das Talent des Künstlers weniger zählt als sein Geschick, sich in die richtigen Kreise hochzuarbeiten.«

Er tat so, als hätte er das nicht gehört. Wie war es nur möglich, dass Moréas seine Angelegenheiten diesem Mardaras anvertraute? Er hielt ihn sich als unbezahlten Sekretär. Unbezahlt, das erklärte alles.

Er sah John an und stand auf.

Ganz steif sei er geworden, sagte er, er wolle sich etwas die Beine vertreten. Er sei gleich wieder da. Zügig ging er zwischen den Tischen durch und entfernte sich mit großen Schritten. An der Ecke zur Rue des Capucines blieb er stehen, die Hände in den Westentaschen. Er überlegte, beim Bazar vorbeizugehen, um zu sehen, was von dem Gerippe noch übrig war. Aber das bräuchte seine Zeit, er käme zu spät zurück. Ohne dass er es merkte, trugen ihn seine Füße in die entgegengesetzte Richtung. Was für eine Witzfigur, dachte er. Was für ein Wichtigtuer. Er hat uns in einer halben Stunde wohl mindestens fünfzig Namen heruntergebetet. Mardaras hatte ihm mit seiner Anwesenheit die Stimmung verdorben. Gleichzeitig war ihm klar, dass er übertrieben reagiert hatte, und das regte ihn noch mehr auf. Unter anderen Umständen hätte er es dabei bewenden lassen, über all diese Gemeinplätze zu lächeln und auf den Moment zu warten, in dem er mit John wieder allein wäre, um dann alles gebührend zu kommentieren. Was war nur mit ihm los? Warum war er so über die Maßen empfindlich geworden? Er überließ sich dem Treiben der Passanten, es war ihm gleichgültig, wohin er ging.

Schon bald fühlte er sich besser. Die Massen strömten zu den großen Boulevards, auf den breiten Bürgersteigen mit den Café-Terrassen, unter Vordächern oder Arkaden, wo sich Schemen von Unbekannten flüchtig abzeichneten und wieder auflösten. Ein blinder Fluss zog ihn mit sich in seinen Strom. Er holte tief Luft und folgte diesem animalischen Wogen durch Lärm und Staub. Die Bürgersteige quollen über vor Leuten, sie machten kurz vor den Schaufenstern halt, dann schlenderten sie neben eleganten Droschken und Einspannern weiter, die sich eilig im indigoblauen Licht

verloren. Zeitungsverkäufer riefen an den Straßenecken laut die neuesten Nachrichten aus. An der Kreuzung zur Rue des Pyramides blieb er wie hypnotisiert stehen. Gesichter kamen auf ihn zu und zersplitterten, während sie an ihm vorbeizogen. Der Verkehr schien sich an der Rue de Rivoli zu stauen, wo die Arkaden des Louvre wie ein gewölbter Wellenbrecher aufragten. Grüppchen verloren sich in den Seitenstraßen. Sie würden ihren Bummel später in anderen, entlegeneren Vierteln fortsetzen. In geheimnisvollen, verruchten Vierteln. Auf düsteren Schwellen und in Kellerlöchern, dachte er und spürte ein inneres Flackern.

Eine Musikantenschar ging mit betrunkenem Gelächter und Gegröle vor ihm her. Sie schleiften einen Affen an der Hand mit sich, der eine Militäruniform samt Käppi trug. Er beschleunigte seinen Schritt und ließ sie hinter sich. Das Licht ergoss sich über das Pflaster, strömte über die Fassaden der Gebäude, kroch über die silbernen Dächer – ein fließendes Licht ohne Schatten. Beim Gehen kamen ihm die Verse aus einem seiner Gedichte in den Sinn, an dem er schon lange Zeit schrieb. Er nahm es sich immer wieder vor, feilte daran, ließ es liegen. Vor kurzem hatte er es sich wieder angesehen und war zufrieden gewesen. Sehr zufrieden sogar. Das passierte ihm nicht oft. Klanglich war es makellos, die Reime fügten sich.

*Dir folgt die Stadt. Du streifst durch diese Straßen ohne Halt
und wirst in stets denselben Vierteln langsam alt.*

Was für ungekünstelte, fließende Verse. Er sagte sie wiederholt leise vor sich hin und danach das gesamte Gedicht, wobei er jedes einzelne Wort genoss, jeden Wechsel von einem Vers zum nächsten. Doch irgendetwas sträubte sich. Er war sich nicht sicher, was. Sowie er das Gedicht im Geiste noch einmal durchging, war es, als

sähe er es auf dem Blatt Papier vor sich, und wieder bewunderte er Versmaß und Klang. Beides würde die Empfindungen beim Leser noch verstärken. Es gab keinen Makel. Es war das beste Gedicht, das er je geschrieben hatte. Eine leichte Brise wehte und schien ihn zu lenken, als er in die Avenue de l'Opéra einbog und den Rückweg antrat. *Dir folgt die Stadt*, dachte er. Danach griff er noch einmal den Beginn der zweiten Strophe auf. *Auf neue Orte triffst du nicht, auch triffst du nicht auf neue Meere*, er hatte wohl vor sich hingelächelt, wie ein Idiot gegrinst, das merkte er an dem überraschten Blick eines Passanten.

Doch an der Ecke zur Rue de la Paix stiegen wieder Zweifel in ihm auf. Gegen Ende der ersten Strophe hakte etwas, etwas störte ihn. Es war dieses *so wie sie mich hasst* und direkt darunter *vergeudet in Hast*.

*Ich hasse die Welt, so wie sie mich hasst,
hab mein halbes Leben vergeudet in Hast*

Hasst-Hast. Hier hatte er es mit dem Gleichklang übertrieben. Was für eine Zwangsjacke, der Reim. Wie lange arbeitete er schon an diesem Gedicht, und nun musste er es sich noch einmal vornehmen. Nein, er durfte es nicht wegtun. Es hatte eine innere Kraft. Es war ausnehmend gut konzipiert. Er begann das Gedicht langsam vor sich hin zu rezitieren und versuchte gleichzeitig, sich das Bild der Verse auf dem Blatt Papier lebendig vor Augen zu halten. Es lag nicht nur an diesem *hasst-Hast*, *Halt-alt*. Jetzt konnte er sagen, woran es krankte. Das Gedicht hatte irgendwie einen zu engen Horizont. Er hatte es über Alexandria geschrieben. Über jemanden, der sein Leben dort vertut, zwischen der Corniche-Promenade und dem Quartier Grec, der danach fiebert zu entkommen, in einer anderen Stadt zu sein, sich Neuem hinzugeben. Alexandria saugte ihm

das Blut aus den Adern, es presste ihn aus. Doch das gleiche Gefühl konnte ja auch jede andere Stadt in einem auslösen. Selbst Paris. Du gibst der Stadt, in der du geboren wurdest, dem Ort, an dem du lebst, die Schuld an deinen Misserfolgen, denn hier stößt du an Grenzen, bist du lebendig begraben. Du gehst durch die Straßen und fühlst dich eingesperrt. Er blieb mitten auf der Straße stehen und betrachtete einen Mann mittleren Alters mit Zylinder, der gebeugt, in Gedanken versunken, dahinschritt. Dieser gut gekleidete Herr war zum Beispiel ein Einwohner von Paris. Was für ein Glück, was für eine Seligkeit, mochten die meisten denken. Doch auch dessen Leben ist beschränkt. Er bewegt sich zwischen diesem Boulevard und jener Avenue, zwischen dem Salon der Marquise Soundso und dem Boudoir der Kokotte Soundso. Er sieht die stets gleichen Bilder und Szenen, bis er ihrer überdrüssig ist. Auch er wird sich nach anderen Horizonten sehnen, nach anderen Orten.

»Ich dachte schon, du hättest mich vergessen«, sagte John.

Er war ins Café de la Paix zurückgekehrt, entschlossen, nicht wieder mit Mardaras aneinanderzugeraten, ganz im Gegenteil, er wollte freundlich zu ihm sein. Er traf aber nur John an, der alleine auf ihn wartete. Mardaras war kurz zuvor zu einer wichtigen Vereinbarung aufgebrochen, ohne sich sicher zu sein, ob er es schaffen würde, wie er sagte, sich morgen für ein gemeinsames Mittagessen freizumachen. Stattdessen könne er sie aber noch am selben Abend treffen. Er hatte sogar vorgeschlagen, mit ihnen einen Abstecher in Moreas' Wohnung zu machen. Moréas' Privatbibliothek gelte als exzellent, sei einzigartig in Paris. Sie umfasse seltene Bände und auch die neuesten Werke. John meinte, so eine Gelegenheit dürften sie sich nicht entgehen lassen.

Vielleicht würde sich die Sache so klären, dachte er, auch wenn er sich nicht so sicher war, dass ihn die Aussicht auf ein Treffen mit Moréas sonderlich freute. Im Gegenteil, je mehr er darüber

nachdachte, desto größer wurde seine Besorgnis. Vor zwei Monaten hätte er dieses Treffen gar nicht erwarten können. Er hätte im Geiste geprobt, was er sagen wollte, mit Bedacht hätte er Themen ausgewählt, auf die er das Gespräch lenken könnte. So sehr er die Kalendertage im Kopf jetzt auch drehte und wendete, es gab keinen Zweifel daran, dass Moréas den Umschlag erhalten hatte. Und ihn ignoriert hatte. Selbst wenn ihm die Gedichte nicht gefielen, so hätte er ihm antworten, ihm zumindest zwei flüchtige Zeilen schicken müssen, um sich zu bedanken.

Wie unsicher er doch war. Feige, eingebildet. Er musste dagegen ankämpfen, musste kämpfen!

»Gut, lass uns hingehen. Du musst mich nicht lange überreden«, sagte er zu seinem Bruder.

Es wurde dämmerig. Sie brachen auf. An den Straßenecken wurden die Laternen angezündet. Ein abgekämpft wirkender Mann schleppte eine Leiter und eine lange Stange herbei. Als er die Leiter hochstieg, verlor er ständig den Tritt. Er suchte nach dem Docht, befeuerte ihn, dann pustete er mit aufgeblähten Wangen, so stark er konnte. Eine blaue Flamme flackerte auf und verlosch. Der Mann pustete wieder und wieder, bis ihm fast die Lunge platzte.

Beladene Pferdekarren fuhren vorbei. Der Verkehr nahm ab, oder es fand eine Art Wachablösung statt. Die eleganten Garderoben, die Zylinder, die goldenen Uhrketten waren beinahe verschwunden, *Tout-Paris* war wohl wieder in seine Palais zurückgekehrt, um sich für das Theater und die Empfänge bereitzumachen, und nun kamen aus den Seitenstraßen neue Leute hervor, eine verlotterte, schmutzige Horde mit Schiebermützen, gelockerten Gürteln, Körben und Geschrei. John ging plaudernd neben ihm her und schwatzte von Moréas' Privatbibliothek. Wie ungeduldig er darauf warte, die Bücher in Augenschein zu nehmen, die diesen großen Dichter geprägt hätten, und herauszufinden, welche Schriftsteller

ihn geformt hatten, denn schließlich sei Moréas nicht bloß ein Dichter, nein, er kurbele das geistige Leben an, sei der geistige Vater ganzer literarischer Bewegungen und gehöre wohl zu den zwei, drei Stimmen, die in Paris zählten – und was für eine Gelegenheit, seine Bibliothek in Ruhe studieren zu können!

»Habe ich es eigentlich erwähnt? Moréas ist in Griechenland«, hörte er John nun sagen.

Er war also gar nicht da. Das war doch einmal eine gute Neuigkeit. Dann war er wahrscheinlich schon abgereist, bevor der Umschlag ankam. Diese Nachricht erleichterte ihn.

»Ist er schon lange fort?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht genau. Mardaras hat die Schlüssel zu seiner Wohnung und schaut einmal in der Woche wegen der Korrespondenz dort vorbei.«

»Ich hatte ihm zwei Gedichte geschickt.«

»Natürlich, ich erinnere mich. ›Fürbitte‹ und ›Die Pferde des Achill‹. Wir hatten sie noch einmal zusammen durchgesehen, bevor du sie abgeschickt hast. Ich glaube, es ist jetzt ein, zwei Monate her. Wir können das gemeinsam mit Mardaras überprüfen. Du hast noch keine Antwort bekommen, oder?«

»Das hätte ich dir gesagt«, murmelte er. Eilig wechselte er das Thema.

Am Eingang zu einer Passage blieb John stehen und feilschte um ein Damenhalstuch. Auf der Verkaufstheke lagen billige Stoffe aufgetürmt, ganze Ballen und Restestücke, Tücher in schreienden Farben. An Johns Gesichtsausdruck konnte er ablesen, dass das Geschenk nicht für die Mutter bestimmt war. Es war für Rosina, das Dienstmädchen.

Ein Geschenk für Rosina? Er konnte es kaum glauben.

Ganz in der Nähe bemerkte er einen mageren Jungen mit krausen braunen Haaren, der unten auf dem Bürgersteig neben einem

Taubenkäfig hockte. Er hatte einen kleinen Zweig in der Hand, den er durch die Gitterstäbe des Käfigs führte, und betrachtete die Vögel. Seine Beine waren nackt, voller Blessuren, die Füße blutunterlaufen, am Hals trug er eine tiefe, verkrustete Wunde. Leute gingen vorbei, einige blieben stehen, um mit ihm zu sprechen. Auch er ging zu ihm hin. Der Junge hob den Blick, schaute ihn mit großen schwarzen Augen an. Welch wunderbare, melancholische Augen. Dann beugte er sich wieder über den Käfig und bewegte leicht den Zweig, als wollte er die Vögel streicheln.

John bezahlte, nahm das Päckchen unter den Arm, und sie gingen weiter.

»Du kannst dir nicht vorstellen, was Mardaras' streng vertrauliche Angelegenheit war«, sagte er, als sie den Weg zum Hotel einschlugen.

Er drehte sich zu ihm, sah ihn erwartungsvoll an.

»Ich baue auf deine Verschwiegenheit«, fuhr John fort. Natürlich im Scherz.

»Ich bin ganz Ohr.«

»Es kursiert da ein Geheimnis, das geht von Mund zu Mund. Allerdings nur wenige, erlesene Münder.« Er ahmte Mardaras' Redeweise nach. »Etwas ganz Außerordentliches, Überwältigendes, unverhofft, geradezu himmlisch!«

»Warum hat er es nicht in meiner Gegenwart gesagt?«

»Vielleicht kamst du ihm nicht vertrauenswürdig genug vor? Hör erst einmal, was er mir über dich gesagt hat. Wie war das noch? Hohempfindlich? Cholerisch? Nein.« Aus dem Augenwinkel beobachtete er ihn. »Dünnhäutig, so hat er dich genannt.«

Dünnhäutig ...

John verriet ihm, dass es sich bei Mardaras' Geheimnis um die Arche handelte – gut versteckt in der Nähe der Pariser Stadtmauern. Ursprünglich das Haus eines Gutsbesitzers. Dort verkehrten nun

Künstler, Politiker, Aristokraten, aber auch junge Kutscher mit muskulösen Oberarmen und das ein oder andere schöne Dienstmädchen, das die Gunst seines Herren besitze. Orgien würden gefeiert. Die erhabensten und die niedersten Genüsse – alles könne man dort auskosten.

Jahrelang hatte er geglaubt, seine Familie könnte für sein Schreiben ein ebenso wichtiges Kapital darstellen wie seine Lektüre und sein Talent. Eine kosmopolitische Familie war für einen Dichter ein Trumpf. Seine Vorfahren waren in den Strudel der Geschichte geraten. Konstantinopel, London, Liverpool, Alexandria. Ganze Vermögen gewonnen und zerronnen. Brillanten und Perlen wurden in einer einzigen Nacht veräußert. Schöne Häuser, Bedienstete und Empfänge waren perdu, nicht nur einmal, sondern viele Male, wie eine Theaterkulisse, die verschwindet, sobald der Vorhang fällt, damit ein leeres Zimmer ihre Stelle einnimmt, mit rissigen Wänden und einem Eimer, der die Tropfen auffängt, wenn es durch die Decke regnet. Wie bedrückend das letzte Haus war, in dem wir in England gelebt haben, erinnerte er sich. Die schlecht geheizten Zimmer, das langgezogene Pfeifen des Milchmanns bei Einbruch der Dämmerung, die durchdringende Feuchtigkeit, die die Bettlaken durchzog, und jeden Abend die faden Erbsen und Eier, immer wieder Eier, Eier und noch mal Eier. Er wusste, dass sie ruiniert waren, aber er war noch zu klein, um zu verstehen, was das bedeutete. Alles um ihn herum veränderte sich, ohne dass man es aussprach. Was ihnen geschah, hatte keinen Namen. Andeutungen, Verstimmungen, Streitereien, und hinterher alle an einem Tisch, als wäre nichts gewesen. *La face, surtout sauver la face*. Das Gesicht zu wahren, darum ging es ihnen. Dass es bloß nicht in Alexandria bekannt wurde. Mit erhobenem Haupt. Bis die Dicke anfang zu katzbuckeln und weinerliche Briefe an ihre Schwestern zu schicken – er las sie heimlich –, um eine Stellung für den einen Bruder zu finden, eine Braut mit Aussteuer für den anderen, danach *in extremis* zu versuchen, sich in Marseille niederzulassen, ihr verrücktester